Zeitschrift: Schweizerdeutsch : Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz

Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch

Band: 21 (2013)

Heft: 3

Artikel: Kann man Dialekte pflegen? : Festvortrag am 16. November 2013 in Olten

Autor: Haas, Walter

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961854

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Walter Haas

Kann man Dialekte pflegen?

Festvortrag am 16. November 2013 in Olten

Meine Damen und Herren,
Der Oltener Schriftsteller Pedro Lenz meinte kürzlich in einem Interview:

«Man muss die Sprache nicht pflegen, weil sie nämlich nicht krank ist.»

Das passt ganz gut zu dem, was ich heute sagen möchte. Aber während Lenz sicher ist, dass man die Sprache *nicht* pflegen *müsse*, bin ich nicht sicher, ob man die Sprache überhaupt pflegen *könne*.

Das ist etwas genierlich. Denn die Pflege der Mundart steht schon 1938 im Aufruf zur Gründung unseres Vereins, der dort «Bund zur Pflege der schweizerdeutschen Dialekte» genannt wird. Mundartpflege ist somit sozusagen die *raison d'être* dieses Vereins, dem ich seit über 40 Jahren angehöre. Der Aufruf formuliert sogar, was man unter «Pflege» zu verstehen habe: «Besseres und mehr Schweizerdeutsch».

Das ist noch genierlicher, denn kaum begonnen, habe ich bereits gegen die Forderung «Mehr Schweizerdeutsch!» verstossen. Ich hätte definitiv anders beginnen sollen, vielleicht mit:

Mini Daamen und Herre!

Aber entspricht diese Formulierung auch der Forderung nach besserem Schweizerdeutsch? Hätte ich nicht eher sagen sollen:

Liebi Frauen und Manne!

Diese Anrede wäre «schweizerdeutscher», ich bringe sie nur nicht über die Zunge und habe meine Gründe dafür. Und den Vortrag selber halte ich nicht auf Luzerndeutsch aus reiner Bequemlichkeit des Gewohnheitstiers, das mehr Schwächen hat als Prinzipien.

In den aktuellen Statuten unseres Vereins ist nicht mehr von «besserem» Schweizerdeutsch die Rede, wohl aber noch von der Förderung des Ansehens und des Gebrauchs der Mundarten – und von ihrer Pflege. Damit ist das bessere Schweizerdeutsch doch präsent. Denn Sprachpflege meint ein Bemühen um gute Sprache. Das ist uns allen klar, weil wir wissen, was die Alltagssprache unter «Pflege» versteht: Wenn wir Kranke pflegen, dann helfen wir ihnen, von einem schlechten Gesundheitszustand zu einem bessern zurückzufinden, und was einen schlechten Gesundheitszustand von einem guten unterscheidet, wissen wir ebenfalls, weil wir alle schon einmal krank gewesen sind. Möbel pflegen wir gar prospektiv mit Terpentin und Bienenwachs, damit sie nicht in einen schlechten Zustand geraten.

Die Metapher ist einsichtig, aber kann man Sprachen pflegen, wie man Möbel und Menschen pflegen kann?

Das muss man doch bezweifeln. Aber nicht, weil die Sprache nicht «krank» ist, sondern weil sie weder ein Mensch noch ein Ding ist. Die Sprache existiert nur in unsern Köpfen. In unsern Köpfen in der Mehrzahl, weil wir Sprache mit andern Menschen teilen, sonst nützte sie uns wenig – Sprache ist geteiltes Wissen. Wir haben die Sprache auch nicht selber gemacht, sondern haben sie von andern gelernt – Sprache ist tradiertes Wissen. Wer sagt, er wolle die Sprache pflegen, sagt eigentlich, er wolle in das tradierte und geteilte Sprachwissen eingreifen. Wenn er nur das Wissen in seinem eigenen Kopf meint, dann ist das seine Sache. Aber es wäre ein witzloses Bemühen: Wer vergisst, dass Sprache geteiltes Wissen ist, der endet in sprachloser Einsamkeit wie der alte Mann in der Erzählung des Olteners Peter Bichsel.

«Schlechte Sprache ist die Sprache der andern, was gute Sprache sei, ist damit noch nicht definiert.»

Deshalb wollen Sprachpfleger und Sprachpflegerinnen die Sprache auch in den Köpfen der andern verändern. Deshalb neigten sie früher zur Gründung von Vereinen, heute füllen sie Sporthallen mit Veranstaltungen, in denen sie sich über Andersprechende lustig machen – gottlob ist schlechte Sprache immer die Sprache der andern. Den besonders Begabten gelingt es, Einfluss auf Erziehungsbehörden und Lehrpläne zu gewinnen und die Minuten festzuschreiben, während denen man im Kindergarten Zürichdeutsch sprechen darf, kann oder muss.

Schlechte Sprache ist die Sprache der andern, was gute Sprache sei, ist damit noch nicht definiert. Die «Leute» machen es sich einfach. Sie meinen, gut sei, was und wie es im Duden steht. Schlecht sei, was der Duden nicht kennt. Diese Auffassung ist gar nicht so blöd, denn sie ist anwendbar – allerdings nicht auf die Mundarten, für die es keinen Duden gibt. Ich könnte jetzt bösartig formulieren, dass unser Verein es nicht von ungefähr immer für einen seiner wichtigen Zwecke gehalten hat, Grammatiken und Wörterbücher der Mundarten, Wegweiser zur guten Mundart, zu erarbeiten. Die Gründer glaubten, den Mundarten könnten und müssten die gleichen Wohltaten erwiesen werden, die man den Schriftsprachen zugute kommen lässt.

Die Gründer verrieten damit, dass sie mehrheitlich Linguisten und Linguistinnen waren. Gemäss dem Credo ihrer Zunft wollten sie keinen prinzipiellen Unterschied zwischen Sprache und Mundart anerkennen, aber genau an der Frage der Wörterbücher sieht man, dass sie damit *nicht* ganz recht hatten: Bei Sprachen muss man in Büchern nachschlagen, was richtig ist, bei Mundarten darf man sich ausdrücken, wie man es für richtig hält – bis man korrigiert wird. Aber das geschieht Erwachsenen selten, und wenn es geschieht, kümmern sie sich kaum darum.

Es ist denkbar, dass viele die Mundarten mögen, weil sie sich im Mundart-Chat in einem korrekturfreien Raum wähnen. Wenn dem so wäre, dann würden Wörterbücher und Grammatiken die Mundarten eher schädigen – falls man ihre Beachtung vorschreiben könnte. Solange man das nicht kann, sind zumindest die Wörterbücher sehr beliebte Werke, die vielleicht sogar hie und da das Sprechen der Menschen beeinflussen können. Verfasser von Mundartwörterbüchern haben alles Interesse daran, dass ihre Werke *nicht* zu obligatorischen Lehrmitteln werden.

Das Problem, was gute Mundart sei, ist damit natürlich noch nicht gelöst. Schliesslich müssen auch die Lexikologen und Grammatiker und Dichter irgendwoher wissen, was gute Mundart sei, damit sie dieses Wissen propagieren können. Vor vielen Jahrzehnten hat man geglaubt, das Wichtigste sei, «nid öppe gägem Schriftdütsch übere helte», wie Emil Balmer es formuliert hat: Der Abstand zur Schriftsprache ist also wichtig, und vor allem darf die Mundart kein «abscheulicher Mischmasch» sein, sie muss rein verwendet werden. «Rein» bedeutet die Abwesenheit von Schmutz, bei der Mundart die Abwesenheit von Schriftsprachlichem. Emil Balmer, der kein Oltener war, würde dem zustimmen, und ich ertappe mich dabei, der gleichen Sichtweise zuzuneigen, denn leider scheint es keine positive Definition von «rein» zu geben. Aber wollen wir wirklich, und sei es auch nur metaphorisch, die Schriftsprache mit Schmutz gleichsetzen?

Gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts schrieb ein Dichter auf die Titelseite seines Bändchens, die Gedichte seien «in reiner und Volkssprache» verfasst.

«Oder darf man in der Mundart nur sagen, was Tausende andere schon vorher tausendmal gesagt haben?»

Nicht wenige seiner Zeitgenossen freuten sich damals auch darüber, dass die Schweizer und Schweizerinnen die schlimmsten «Fehler» ihrer Mundarten zu vermeiden gelernt hätten und immer «reiner» sprächen. Erstaunt stellen wir fest, dass diese alten Sprachfreunde Reinheit der Sprache als *Abwesenheit von Mundart* auffassten und sogar der Meinung waren, das Adjektiv «rein» könne nur auf die Schriftsprache angewandt werden, die «Volkssprachen» seien *eo ipso* unrein.

Diese Umwertung hat in verunsichernd kurzer Zeit stattgefunden, und die «reine» Mundart ist schon wieder etwas in Verruf geraten, seit Kurt Marti und Mani Matter von «Umgangssprache» und nicht mehr von «Mundart» zu sprechen begannen. Ganz offensichtlich begriffen sie die «reine» Literatenmundart als Kunstkonstrukt, das nur über sprachpflegerische Eingriffe verfertigt werden kann. «Reine Mundart» wird höchstens im Munde von *Tootemügerlis* lebendig – wenn ich an dieser Stelle dieses Wort äussern darf, denn Wort wie Sache hat Franz Hohler, schon wieder ein Oltener, bekanntlich frei erfunden. Und einen Plural von Diminutiven und gar noch einen auf *-s* gibt es im Schweizerdeutschen nicht.

Was aber heisst da «gibt es nicht»? Ich habe die Konstruktion auch schon gehört und eben selber ausgesprochen, also bestehe ich darauf, dass es sie gibt. Oder darf man in der Mundart nur sagen, was Tausende andere schon vorher tausendmal gesagt haben? Soll sie in eine Zwangsjacke gesteckt werden? Und überhaupt: Hat gute Mundart etwas mit traditioneller Mundart zu tun?

Natürlich. Da Sprache tradiertes Wissen ist, ist in aller Sprache die Tradition allgegenwärtig. Schon aus Gründen des Funktionierens tun wir gut daran, die Tradition zu achten. Doch solange sie im Grossen eingehalten wird, können wir sie im Kleinen auch durchbrechen, unterlaufen, verändern. Auch was das Wort Tootemügerli bedeuten könnte, das es traditionell nicht gab, ahnen wir aufgrund der traditionellen Wortbildungsmuster und aufgrund unserer Fähigkeit, in Texten passende Inhalte zu unerhörten Formen zu denken.

Sprache ist auf Tradition angewiesen. Und Sprache ist auf Durchbrechung der Tradition angewiesen, denn keine Situation, die wir sprachlich bewältigen müssen, ist identisch mit einer früher bewältigten. Sie kann folglich nicht auf identische Weise bewältigt werden. Die Durchbrechung der Tradition schenkt uns die Gelegenheit, selber denken zu dürfen. Es ist eine ernsthafte Frage, ob so zu sprechen, wie unsere Grosseltern sprachen, tatsächlich der Tradition entspreche und nicht im Gegenteil die Sprachtradition unterbreche. Sprache hat zwar mit Tradition zu tun, aber Tradition macht noch keine gute Sprache.

Gute Sprache machen die Sprechenden und die Hörenden miteinander. Wir können nicht absolut und zum Voraus erklären, was gute Sprache sei, es ergibt sich aus der Wirkung, die eine Sprachfigur erzeugt, und durch die Aufnahme, die sie findet. Beides hängt von dem ab, was im Moment von gewissen Gruppen als gut aufgefasst und erwartet wird. Es handelt sich um ästhetische Urteile, und ästhetische Urteile hängen stärker von sozialen Bedingungen und historischen Notwendigkeiten ab, als den Ästheten lieb ist. Nur so kann man erklären, warum vor 200 Jahren Mundart, die der Schriftsprache nahe stand, als besonders gut empfunden wurde, heute aber als «abscheulicher Mischmasch» verurteilt wird.

«Niemand kann uns verbieten, wie ein Taglöhner aus Gotthelfs Zeiten zu sprechen oder wie eine Moderatorin von Glanz und Gloria.»

Dass alle Sprachpflege von gesellschaftlichen Ideologien und Meinungen abhängt, das haben die Gründer des Bund Schwyzertütsch gewusst. Deshalb haben sie die Mundartpflege explizit in den Dienst der Geistigen Landesverteidigung gestellt, die in den Dreissigerjahren nicht nur eine offizielle Doktrin, sondern auch eine politische Notwendigkeit war. Die Gründer unseres Vereins stammten vorwiegend aus akademischen Kreisen. Mehr als die Pflege des Schweizerdeutschen lag ihnen die Bekämpfung der *Schwizer Sprachbiwegig* Emil Bärs (1884-1945) am Herzen.

Bärs *Sprachbewegung* war linguistisch radikaler, indem sie aus den vielen Dialekten eine einzige Standardsprache machen wollte, und sie war politisch radikaler, indem ihr Begründer immer extremer nationalsozialistisches Gedankengut vertrat. Bärs Alemannisch sollte der völkischen Einheit der Deutschschweiz innerhalb des Deutschtums eine Persönlichkeit verleihen. Den Bewegten sollte es eine Agitationssprache zur Verfügung stellen, die dem Volke näher war als die Schriftsprache. Ihr linguistisches Modell entsprach den eingeschliffenen Vorstellungen, wonach die Sprech- und die Schriftsprache einer Nation möglichst «gleich» sein sollten. Bärs simple «abendländische» Lösung wollte den soziolinguistischen Sonderfall der Deutschschweizer Diglossie beseitigen. Dass hier die Rede vom «Sonderfall» für einmal berechtigt ist, erleben alle, welche das Funktionieren der Diglossie anderssprachigen Nachbarn zu erklären versuchen und dabei feststellen müssen, dass dort sogar Linguistinnen und Linguisten nicht wirklich begreifen, dass gebildete Menschen mit ihren Kollegen Dialekt sprechen können. Bärs Lösung hätte dem banalen europäischen Menschenverstand besser entsprochen, und sie konnte für eine Weile auch Sprach-*freaks* faszinieren, die sich für das *language engineering* begeisterten.

Der Bund Schwyzertütsch hat es auf sich genommen, das historisch gewachsene, aber schwer vermittelbare Deutschschweizer Arrangement von Mundart und Standardsprache zu verteidigen. Es ging ihm vor allem darum, die Diglossie am Leben zu erhalten, indem er gegen Versuche antrat, die Gebrauchsdomänen der Mundart einzuschränken – sei es zu Gunsten der Hochsprache oder aber zu Gunsten einer Kunstsprache. In dieser Beziehung ist die Entwicklung ganz in seinem Sinne verlaufen. Sicher nicht aufgrund seiner Arbeit allein, aber er war ein Rädchen im Gesamtgeschehen.

Rädchen sein ist auch das höchste, was sich Sprachfreunde erhoffen können. Denn gottlob gehört die Sprache, auch die Mundart, nicht einem Sprachverein, sondern den Sprechenden. Niemand kann erwarten, dass alle die gleichen Ausdrucksweisen gut finden. Auf der Seite der Mundart gibt dies jedem von uns das Recht, *seine* Vorstellungen von guter Mundart zu verwirklichen: Niemand kann uns verbieten, wie ein Taglöhner aus Gotthelfs Zeiten zu sprechen oder wie eine Moderatorin von «Glanz und Gloria». Niemand aber kann es uns auch befehlen. Auf der Seite der Mundarten hält sich die Bevormundung der Sprecher noch in Grenzen. Mundarten sind Sprachen in relativer Freiheit, sie haben keinen Duden, und wo sie ein Wörterbuch haben, kann niemand die Leute zwingen, sich danach zu richten. Klagen über den Mundartgebrauch der Jungen sind der beste Beweis für die Freiheiten, die diese Idiome denen gewähren, die sie in Anspruch nehmen. Nur die Bedingungen der Verständigung und des

«Sprache muss man brauchen, nur der Gebrauch erhält die Sprache, und wer sie so braucht, dass viele Leute Gefallen daran finden, der pflegt sie.»

Gruppenzusammenhalts setzen der Freiheit Grenzen – recht scharfe Grenzen offenbar, da sie nach wie vor zu gut erkennbaren Mundarten führen. Es könnte ja sein, dass die Melkgefässe und ihre Namen an Vielfalt einbüssen, aber auch die Zahl derjenigen, die sie noch verwenden, dürfte gegen Null tendieren. Es könnte ja sein, dass die jungen Walliser weniger eigentümlich sprechen als ihre Eltern. Aber das merken wir nur, weil sie dafür ihre Mundart heute auch mit uns Ausserschweizern sprechen und die gleichen modernen Inhalte wie wir zu besprechen haben.

Pflege der Form der Mundart ist möglich und unmöglich zugleich. Weil wir alle das Recht haben, unsere Vorstellung von guter Mundart zu verwirklichen, haben wir auch die Möglichkeit, den Sprachgebrauch anderer zu beeinflussen. Der Erfolg der volkstümlichen Mundartwörterbücher zeigt, dass viele willens sind, sich beeinflussen zu lassen: Insofern ist Mundartpflege möglich. Da wir aber alle das gleiche Recht haben und weil wir alle erst noch bequem sind, konterkarieren wir uns wirkungsvoll: Mundartpflege ist praktisch unmöglich – und im Interesse der freien Sprache wenig wünschenswert.

Wünschenswert und möglich bleibt der Kampf für die Gebrauchsdomänen der Mundarten. Einige besorgte Lehrer des Volkes halten die Dialekte für eine «ungeheure, durcheinander wogende Wolkenmasse» und führen den Dialektgebrauch auf einen «kitschigen», ja gar «undemokratischen Kult» zurück. Solchen Pointen des Feuilletons zu widersprechen wäre so reizvoll wie unnötig, sie erledigen sich von selbst. Weniger reizvoll, aber höchst nötig ist dagegen der Widerstand gegen blindwütige Erziehungsbürokratien. Hier läge ein Betätigungsfeld für einen Verein wie den unsern, auch wenn die Gefahr des Beifalls von der falschen Seite nicht unterschätzt werden darf.

Auf die Geistige Landesverteidigung brauchen wir uns nicht zu stützen, auch nicht auf die *Swissness*, ausgedrückt in Prozentanteilen einheimischer Bestandteile. Der Bund Schwyzertütsch hat von Anfang an ein effizienteres Mittel der Sprachpflege auf seine Fahnen geschrieben: Sprache muss man brauchen, nur der Gebrauch erhält die Sprache, und wer sie so braucht, dass viele Leute Gefallen daran finden, der pflegt sie.

Und ja: Pedro Lenz hat unrecht mit seiner Behauptung, man müsse die Sprache nicht pflegen. Er kann ja selber nicht daran glauben, sonst würde er keine Texte schreiben, in denen jede Zeile das Gegenteil beweist.